



# DIE WELTWOCHEN

Mit Wohn-Spezial

UNABHÄNGIGE ZEITUNG FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT, GESELLSCHAFT UND KULTUR

Inhaltlich hat sich die Debatte um die 18-Prozent-Initiative erschöpft. Doch was geht in diesen Tagen Ausländern durch den Kopf? Was denkt zum Beispiel der deutsche Direktor des Theaters Basel?

## Wer kann weiter ruhig schlafen?

Von Michael Schindhelm

Michael Schumacher und Tina Turner können weiterhin ruhig schlafen. Vor und nach der Volksabstimmung vom 24. September. Sogar ich kann durchatmen. Leute wie wir haben es gut in der Schweiz. Wir sind zwar vorläufig noch Fremde, aber ausgeschafft werden soll ja auch nach der Abstimmung niemand. Bill Gates, Julia Roberts und Harry Potter sind ebenso aus dem Schneider. Selbst wenn die 18-Prozent-Initiative zum Erfolg führen sollte. Leute wie sie bleiben in jedem Fall willkommen unter den Eidgenossen. «Diplomaten, Manager, Künstler, Schüler und Touristen» würden laut Abstimmungstext nicht mitgezählt, wenn nach dem Willen der Initianten die ausländische Wohnbevölkerung zu begrenzen wäre. Nein, die Starken, die Behüteten, Reichen, Erfolgreichen wird niemand aufhalten, sie dürfen kommen und gehen, vor allem kommen.

So hat es die Schweiz immer gehandhabt. Man hat sie sogar gerufen, die Millionäre, die Intellektuellen, und die sind gern und in dunklen Scharen gekommen und haben sich niedergelassen auf diesem idyllischen Archipel des Friedens, des Fleisses und der Neutralität. Gekommen sind auch die Armen und Schwachen, und oft hat sich selbst für sie ein Platz gefunden in der Schweiz. Das war vor hundert Jahren so und ist es noch heute.

Hut ab vor dieser eifrigen und segensreichen Toleranz, kann man da als Deutscher nur sagen, kommt man doch aus einem Staat, in dem vor nicht langer Zeit Fremdenfeindlichkeit zu einer Industrie der Menschenvernichtung eskalierte und schon wieder die alten Parolen ausgegeben und die alten Runen geprägt werden.

Und doch ist etwas faul im Land der Eidgenossen, vor dem auch der dankbare Deutsche nicht stumm bleiben kann. Denn die Fremden sollen auf Betreiben irrümelnder Heimathüter, denen sich inzwischen Besorgnis erregende einhunderttausend Landsleute angeschlossen haben, in nachwillkommene und unwillkommene Fremde eingeteilt werden. Die Guten ins Töpfchen und die Schlechten ins Kröpfchen. Ein neues Reinhaltungsgebot: Nicht mehr nur die Strahlenbelastung in der Luft und die Fettkonzentration im Käse sollen begrenzt werden, sondern auch der Anteil von «Asylbewerbern, Kriegsvertriebenen, Schutzsuchenden, vorläufig Aufgenommenen und Internierten» im Land.

Es ist unbestritten, dass es Regeln geben muss, den Zuzug von Menschen in ein Land zu organisieren. Solche Regeln gibt es überall, mancherorts sehr restriktive. Überall gibt es inzwischen jedoch auch die allergische Reaktion auf die Fremden und das Fremde. Nun macht sie auch das Leben hierzulande unbehaglich. Ich bin sicher, viele der Reichen und Erfolgreichen, die



heute gerne in der Schweiz leben, würden sich überlegen, ob sie hier bleiben sollten, käme eine Selektion von Ausländern in gute und schlechte zustände. Sie wissen, und die Mehrheit der Schweizer weiss es hoffentlich mit ihnen, dass der Erfolg von heute der Misserfolg von morgen, der Erfolglose der Gegenwart aber auch der Erfolgreiche der Zukunft sein kann. Und dass sich unter den Asylanten und Vertriebenen Talente und Energien finden, die für die Prosperität einer Gemeinschaft gebraucht werden.

**Die Heimat wird bunter, lauter und unübersichtlicher. Dann stehen die falschen Patrioten fremd und heimatlos zwischen den sozialen Strömen.**

Mein Freund James etwa, mit dem ich vor fünfzehn Jahren in Russland Chemie studiert habe und der heute mit seiner deutschen Frau und seiner Tochter in einem Dorf der Innerschweiz lebt. James stammt aus Mauritius und kam nach seinem Studium in der UdSSR mit ein paar Einreisetricks in die Romandie. Er hat ein paar Abenteuerjahre hinter sich mit nagenden Sorgen um Aufenthaltsgenehmigungen, Arbeiterlaubnis, Arbeit, Zukunft. Inzwischen hat er einen Schweizer Pass und ausgerechnet in Hoyerwerda eine Firma gegründet, in jener Stadt, wo Anfang der neunziger Jahre der Ausländerhass in Ostdeutschland seine ersten Exzesse feierte. Auch James kann heute aufatmen, inzwischen gehört er zu den Guten. Zehntausenden anderer

Ausländer, aus Albanien oder dem Irak etwa, könnte dieser Weg versperrt sein, käme die Initiative durch.

Die Initianten fordern, das Verhältnis zwischen Fremden und Schweizern müsse überprüft werden. Die Forderung ist richtig, aber es geht nicht um das zahlenmässige, sondern um das soziale Verhältnis. Anlass zur Sorge geben nämlich weniger Zugewanderte als fremdenfeindliche Stubenhocker. Diese Modernisierungsverlierer sind die eigentlichen Fremden in unserer Welt, in der die Erfahrung von Fremdsein selbstverständlich und kulturelle Differenz alltäglich ist. Wo alles in Bewegung ist, Grenzen überschreitet, Heimaten wechselt, bleiben sie auf der Strecke. Sie rufen nach Stillstand und kultureller Keuschheit. Sie erschrecken vor dem Kopftuch der türkischen Nachbarin und dem Geruch von Hammelfleisch über der Röstli. Dieses Erschrecken ist ernst zu nehmen. Es erzählt von der Angst vor der multikulturellen Gesellschaft der multiplen Identitäten. Die Heimat wird bunter, lauter, unübersichtlicher, und sie, die falschen Patrioten, stehen grau und fremd und heimatlos zwischen den sozialen Strömen.

Als ich hierher zog, kaufte ich das Buch «Gebrauchsanweisung für die Schweiz». Bücher wie dieses werden für die Fremden geschrieben. Inzwischen tun solche Gebrauchsanweisungen für die Fremden im eigenen Lande Not. Auch die Schweiz ist in einem Schmelz- und Umschmelzprozess. Kein Reinhaltungsgebot wird das Fremde und das Eigene mehr trennen. Das wird die Schweiz den Schweizern verständlich machen müssen.

## Abschied tut weh

Von Fredy Gsteiger

• Doch das Bankgeheimnis hat ausgedient

Als hätten die Schweizer Banken nicht genug Feinde, haben sie sich noch einen weiteren angelacht: sich selber. Denn wenn von neunzehn untersuchten Geldhäusern sechs Diktatorengehälter annehmen, ist das wie ein Tritt ins eigene Schienbein. Lustvoll stürzen sich all jene darauf, die dem Finanzplatz ohnehin nicht gewogen sind.

Als die «Weltwoche» vor drei Jahren das Ende des Schweizer Bankgeheimnisses nicht nur voraussagte, sondern forderte, stand sie allein auf weiter Flur. Entsprechend heftige Proteste folgten. Inzwischen würde auf ein langes Überleben kaum mehr jemand sein Nummernkonto wetten. Nur noch ein paar Unbeirrbarere reden ihm das Wort. Darunter allerdings Finanzminister Kaspar Villiger, Grossbankchefs und Bankiervereinigungen. Sind ihre trotzigen Worte Taktik, oder glauben sie daran?

Auch ohne die jüngste Panne mit den Abacha-Geldern, auch ohne das Trauerspiel um die Geldwäschereikontrolle in Bern kämpft die Schweiz ums Bankgeheimnis eine verlorene Schlacht. Wenn Amerika, EU und OECD dagegen sind – und sei es aus purem Neid –, dann ist das Spiel gelaufen. Gerade das EU-Nichtmitglied Schweiz lässt sich wegen seiner Verflochtenheit auf vielfache Weise unter Druck setzen. Dies sind nun mal die Spielregeln der globalisierten Wirtschaft.

Dreierlei gilt es zu berücksichtigen:

- Der volkswirtschaftliche Nutzen des Bankgeheimnisses wird überschätzt. Rund 100 000 Arbeitsplätze bietet der Finanzplatz. Wenige tausend davon verdanken sich Steuerfluchtgeldern und kriminellen Vermögen. Die allermeisten Bankangestellten – so wollen wir hoffen – verdienen ihren Lohn mit ganz normalen, sauberen Geschäften.
- Gross ist hingegen der Imageschaden, den die Schweiz durch Finanzskandale erleidet. Vor allem aber lenkt der kleine, anrühige Teil des Bankgeschäfts davon ab, dass die Zukunft des Finanzplatzes allein davon abhängt, ob unsere Bankinstitute besseren Service, mehr Kompetenz, Effizienz und hochwertigere Leistungen bieten können als Konkurrenten. Wer ohne Bankgeheimnis nicht prosperieren kann, hat so wenig Daseinsberechtigung wie eine Firma, die ohne Schwarzarbeit nicht überlebt. Die Frage ist doch: Wollen wir Unternehmen, denen es nur dank moralisch anrüchiger Geschäfte gut geht?
- Die Verteidigung egoistischer Interessen ist legitim. Doch mühsig ist es, für verlorene Anliegen zu kämpfen. Wir sollten aus der Erfahrung klug geworden sein: Ob Nazigold, Vierzigtonner, Personenfreizügigkeit oder Neutralität – stets zahlen wir einen zu hohen Preis, weil wir zu spät merken, dass wir am Ende doch einlenken müssen.

Die Schweiz darf nicht ständig mit den Marcos, Mobutus, Abachas oder russischen Mafiosi im Gerede sein. Transparenz und Leistung sind die Gebote der Zukunft, nicht Heimlichtuerei.